

Nr. 182. Bromberg, den 9. August 1930.

Das Gift.

Roman von William le Queux.

Bearbeitet von Dr. Otto Vorschke.

(14. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die Hände müßig im Schoße gefaltet, saß sie da und wiederholte immer wieder die Worte: „Rot, grün und gold — rot, grün und gold!"

„Können Sie sich hinsichtlich dieser Farben denn an gar nichts erinnern?" fragte ich sie. „Denken Sie einmal nach — wo haben Sie denn die Farben gesehen?"

„Ich kann mich nicht erinnern — ich kann mich an gar nichts erinnern —"

Manchmal starrte sie vor sich hin, wie ich sie in der Via Calzajoli in Florenz gesehen hatte, als ich sie für blind gehalten hatte. In solchen Augenblicken war sie ganz geistesabwesend und schien alles um sich her zu vergessen. Dann wieder war sie ganz normal, nur konnte sie sich nicht erinnern, was ihr während ihrer Abwesenheit zugestoßen war.

War es möglich, daß man bei uns beiden das gleiche teuflische Betäubungsmittel angewendet hatte und daß ich, als der kräftigere, mich wieder erholt hatte, während ihr Geist gelitten hatte?

Es schien wirklich so der Fall zu sein. Je mehr ich darüber nachdachte, um so mehr reifte in mir der Entschluß, das Geheimnis zu entschleiern und die Schuldigen ihrer Strafe zuzuführen.

Außerdem hatte man sie damit erschreckt, daß man ihr gesagt hatte, ich wolle sie umbringen. Moroni hatte ihr dies absichtlich eingeredet, jedenfalls in der Voraussetzung, daß wir zusammentreffen würden. Er hatte sie in Florenz auf mich aufmerksam gemacht und sie vor mir, als ihrem erbittertsten Feind, gewarnt. War es daher wunderzunehmen, daß sie mir nicht mehr sagte, als sie gerade wußte?

„Können Sie sich erinnern, jemals einen Franzosen namens Suzor kennengelernt zu haben?" fragte ich unvermittelt.

Sie wechselte einen raschen Blick mit der Haushälterin. „Nein," erwiderte sie und schlug die Augen nieder, „ich kenne den Herrn nicht."

Ich wollte schon die Bemerkung fallen lassen, daß ich sie mit dem mysteriösen Franzosen im Park gesehen hatte, doch ich hielt mich zurück. Die beiden wußten ja nicht, daß ich sie beobachtet hatte.

Etwas Geheimnisvolles lag über dem Franzosen. Es war mir nicht entgangen, daß unser erstes Zusammentreffen am Tage vor meinem Abenteuer in der Stretton Street stattgefunden hatte, und der Gedanke schoß mir durch den Kopf, ob mir der Mann damals von York nicht gefolgt war und absichtlich den Zug benutzt hatte, mit dem ich nach London zurückgefahren war.

Weshalb leugneten die Haushälterin und Gabriele jede Kenntnis von dem Manne, mit dem sie sich im geheimen getroffen hatten, und der mir dann so geschickt entschlüpft war, als er bemerkte, daß ich ihm folgte? Suzor war sicherlich in die Sache verwickelt, obwohl ich ihn bisher nicht in Verdacht gehabt hatte. Zweimal war er wie durch einen Zufall mein Reisegefährte gewesen, doch jetzt sah ich ein, daß er damit einen bestimmten Zweck verfolgt haben mußte.

Da es mir klar war, daß ich weder von Gabriele noch von Frau Alford noch Weiteres erfahren könne, erklärte ich höflich, daß ich nach der Rückkehr der Frau Tennison wieder vorsprechen werde, und entfernte mich.

Ich begab mich dann zu Sir Charles Wendover, einem älteren Herrn von würdigem Aussehen und Wesen, dessen Bild ich oft in den Zeitungen gesehen hatte — war er doch einer der bekanntesten Nervenspezialisten.

Als ich ihm erklärt hatte, daß mich der Wunsch zu ihm geführt hätte, etwas über den Fall des Fräulein Tennison zu erfahren, bat er mich, Platz zu nehmen, griff nach einem dicken Buche, das auf dem Schreibtische lag. Das düstere Ordinationszimmer war mit schweren Möbeln eingerichtet, ein großer Bücherkasten war voll von medizinischen Werken. Auf dem Sessel, auf dem ich nun saß, hatten wohl schon viele Leute aller Klassen gesessen, die er untersucht hatte.

„Ja, hier!" sagte er dann, als er die Eintragungen über den Fall gefunden hatte. „Ich habe die junge Dame am achtundzwanzigsten November untersucht. Ein seltsamer Fall — sehr merkwürdig! Auch Leicester und Franklin haben sie untersucht, doch auch sie stehen vor einem Rätsel wie ich. Die junge Dame verschwand und wurde einige Tage nachher in vollkommen erschöpftem Zustand in der Nähe von Petersfield aufgegriffen. Sie konnte gar nichts über ihr Verschwinden angeben, hatte das Gedächtnis vollkommen verloren und, wie ich glaube, bis heute noch nicht gefunden."

„Nein, noch immer nicht," bestätigte ich. „Der Zweck meiner Vorsprache ist jedoch, Ihre Meinung über den Fall zu hören."

„Meine Meinung!" wiederholte er. „Welche Meinung soll ich haben, wenn die Folgen so klar sind — Verlust des Gedächtnisses?"

„Wodurch kann aber ein solcher Geisteszustand hervorgerufen werden?" erkundigte ich mich.

„Die Ursache, mein lieber Herr, kann ich nicht angeben," lautete seine Antwort. „Es gibt mehrere Ursachen, die ähnliche Erscheinungen zur Folge haben. Wahrscheinlich war es ein Schock, doch welcher Art er war, können wir nicht vermuten, solange ihr Gedächtnis nicht soweit gebessert ist, daß sie uns helfen kann. Wie ich sehe, habe ich hier notiert, daß sie ständig die gleichen Worte wiederholt — rot, grün und gold. Diese Farbenzusammenstellung muß sich ihrem Geiste derart eingeprägt haben, daß sie davon wie besessen ist. Eine Anzahl berühmter Ärzte hat sich mit dem Fall beschäftigt, doch keiner vermag eine andere Ursache anzugeben als einen Schock."

„Wäre es möglich, daß ihr ein Betäubungsmittel eingegeben wurde?"

„Möglich ist alles," gab Sir Charles zur Antwort, „doch ich kenne keines, das derartige Folgen nach sich zieht. Kurz, ich muß zugeben, ich habe keine Ahnung, was diesen plötzlichen geistigen Zusammenbruch verursacht haben kann."

Fast fühlte ist mich verleitet, ihm mein eigenes Abenteuer zu erzählen, aber ich schwieg lieber, denn ich fürchtete, er könnte das Ganze nur als eine Ausgeburt meiner Phantasie betrachten.

Ein Mädchen, das ich tot daliegen gesehen hatte, — wenigstens hatte ich sie für tot gehalten — lebte. und dieses Mädchen war Gabriele Tennison! Darüber war ich nicht im Zweifel, denn das Datum unserer Abenteuer stimmte genau überein.

Und doch war ein Mädchen, das ebenfalls Gabriele hieß, gestorben, und man hatte ihren Leichnam eingeäschert!

Das Ganze schien so unwahrscheinlich, und doch waren es nackte, unleugbare Tatsachen.

Interessante Enthüllungen.

Am folgenden Tage begab ich mich ins Bureau meiner Firma und besprach mich dort mit meinen Vorgesetzten, denen ich kurz meine bisherigen Erlebnisse schilderte, worauf sie mir einen weiteren Urlaub gewährten.

Aber ich hatte das Gefühl, als ob der alte Herr Francis in meine Erzählung Zweifel gesetzt hätte — wäre dies übrigens nicht ganz erklärlich gewesen?

„Sie werden vielleicht meinem Bericht keinen Glauben schenken, meine Herren," sagte ich beim Weggehen, „doch eines Tages hoffe ich doch, das Rätsel zu lösen, dann werde ich Ihnen eine der merkwürdigsten Geschichten erzählen, die Sie je gehört haben."

Hierauf ging ich ins Hotel Carlton und fragte nach Monsieur Suzor. Zu meiner Überraschung war er zu Hause.

Man führte mich in sein Zimmer. Er begrüßte mich so herzlich, daß mir tatsächlich Zweifel aufstiegen, ob er bemerkt hatte, daß ich ihm gefolgt war, und ob er nicht aus einem ganz anderen Grunde durch das Haus in der Euston Road entwischt war.

„Mein lieber Freund," rief er aus, „ich wußte schon nicht, was denn mit Ihnen ist! Vor drei Tagen wollte ich Sie besuchen, doch auf mein Läuten wurde mir nicht geöffnet. Der Portier sagte mir dann, daß Sie mit Ihrem Freunde ausgegangen seien und daß er nicht wisse, wann Sie zurückkommen würden. Morgen reise ich nach Paris zurück."

„Machen Sie diesmal die Reise im Flugzeug?" fragte ich ihn.

„Nein, mit der Bahn. Ich habe eine Menge Gepäck — Einkäufe, die ich für meine Freundin, die Baronesse Henonville, machte."

Er ließ den Tee servieren, und wir plauderten bei einer Zigarette fast eine ganze Stunde zusammen über verschiedene Tagesereignisse.

Je länger ich mit ihm sprach, um so geheimnisvoller erschien er mir. Weshalb war er mit mir zusammen von Paris nach London gereist? Um hier im geheimen mit dem Mädchen, dem Opfer des Millionärs, zusammenzutreffen?

Am meisten lag mir nur daran, festzustellen, ob zwischen dem Franzosen und De Gex einerseits und Moroni andererseits eine Verbindung bestand. Am liebsten wäre ich nach Scotland Yard gegangen und hätte dort meine Geschichte erzählt, doch wie konnte ich das? Verwahrte ich doch in meiner Wohnung jenes Bündel Banknoten, das ich als Preis für meine Mithilfe an einem geheimnisvollen Verbrechen erhalten hatte! Nur allein und ohne jede Hilfe konnte es mir gelingen, das Rätsel zu lösen. Es schien damit vorwärtszugehen, doch jede Feststellung, die sich ergab, machte den Fall nur noch verwickelter.

Überdies muß ich eingestehen, daß ich mich während der letzten Tage in das hübsche Mädchen verliebt hatte, deren Geist man absichtlich zerstört hatte. Ich hatte sie von allem Anfang an bewundert, denn sie war wirklich sehr hübsch und hatte prachtvolle Augen. In ihren Bewegungen lag Anmut, außer wenn sie ins Leere vor sich hinstarrte. Schon öfters hatte ich daran gedacht, ob sie nicht vielleicht unter einem hypnotischen Einfluß stand, doch Sir Charles Wendover hatte diese Ansicht nicht geteilt.

Wie sich auch die Sache verhalten mochte, jedenfalls hatte ich mich Hals über Kopf in das Mädchen verliebt, das ich aus den Händen seiner Feinde befreien wollte.

Als wir nun beim Tee saßen, erzählte mir der Franzose, daß er vor einigen Tagen dringend nach Liverpool hatte reisen müssen; es handelte sich um einen Mann, der der Bank eine große Summe Geldes schuldete und der aus Paris mit der Absicht geflüchtet war, nach Newyork zu fahren. Suzor hatte sich daher an die Newyorker Polizei gewendet mit dem Ersuchen, den Mann bei seiner Landung zu verhaften.

„Wahrscheinlich werde ich nach Amerika reisen müssen", erklärte er. „Deshalb muß ich nach Paris zurück, um mir nähere Instruktionen zu holen."

Aus Suzors Verhalten schloß ich, daß er mich nicht gesehen hatte, als er damals jenes verdächtige Haus in Euston betreten hatte. Weshalb war er mir dann durch dieses Haus entwischt? Er muß doch gefürchtet haben, daß man ihn beobachten könnte.

Über der Person des Franzosen lag ein Geheimnis. Wie wäre es nun, schoß es mir durch den Kopf, wenn ich ebenfalls nach Paris reiste und ihn dort weiter beobachtete? Während ich mit ihm plauderte, wurde dieser Gedanke in mir Entschluß.

Bald darauf empfahl ich mich und begab mich in meine Wohnung. Harry war eben auch von seinem Bureau nach Hause gekommen.

Als wir bei Tisch saßen, berichtete ich ihm von meinen Entdeckungen und redete ihm zu, mit mir nach Paris zu fahren.

„Du kannst ihn leicht beobachten, denn dich kennt Suzor nicht. Deine Auslagen trage ich, denn ich habe noch ein kleines Guthaben auf der Bank. Wir warten, bis Suzor von Charing Croß abgereist ist, dann fahren wir mit dem Auto nach Croydon und machen die Überfahrt im Flugzeug, so daß wir einige Stunden vor ihm in Paris sind. Dort erwartest du ihn dann, folgst ihm und beobachtest, was er treibt."

Hambledon, den die Sache sehr interessierte, war rasch dabei.

„Morgen hätte ich zwar dringende Fälle zu erledigen", sagte er, „doch wenn du wirklich willst, daß ich dich begleite, werde ich meinem Freunde Hardy telephonieren und ihn ersuchen, sie für mich durchzuführen. Lange werden wir ja nicht ausbleiben, wie?"

„Längstens eine Woche. Ich möchte nur einmal einwandfrei feststellen, wer dieser Bankbeamte in Wirklichkeit ist, denn ich habe einen bestimmten Verdacht gegen ihn."

„Auch mir geht es so", erklärte Hambledon. „Du kannst mir glauben, sie haben irgendeinen schurkischen Anschlag verübt und setzen jetzt alles daran, um die Spuren des Verbrechens zu verwischen."

„Das ist auch meine Ansicht", erwiderte ich. „Wir fliegen also morgen nach Paris und beobachten unseren Mann dort."

„Die Geschichte von dem durchgegangenen Schuldner der Bank ist ein Märchen, glaube ich", warf Harry ein.

„Ich bin sogar überzeugt davon."

Am folgenden Morgen war Harry schon zeitig auf und fuhr nach Charing Croß, wo er wartete, bis Suzor wegfuhr. Dann kehrte er zurück, und wir fuhren nun mit unserem Handgepäck nach Croydon, wo wir, knapp vor Mittag, eines jener großen Passagierflugzeuge bestiegen, die den Verkehr zwischen London und Paris vermitteln. Eine halbe Stunde nach unserer Ankunft auf dem Flugplatz befanden wir uns schon in den Lüften und flogen nach Süden gegen Lympne bei Folkestone.

Das Wetter war klar und kalt und die Aussicht prächtig. Unter uns lag die Landschaft mit den kleinen Häusergruppen der Dörfer und den größeren der Städte. Die dunklen Flecke, hier und dort eingestreut, waren Wälder, während gerade unter uns ein winziger Eisenbahnzug auf der Strecke zwischen Folkestone und London dahinfuhr. Außer uns beiden waren noch drei Passagiere im Flugzeug, die ganz entzückt waren — wahrscheinlich war es ihr erster Flug.

Bald hatten wir das Meer vor uns, und auch die französische Küste kam in Sicht.

Als wir uns Lympne näherten, gab der Beobachter auf radiotelegraphischem Wege einen Bericht über unsere Lage nach Croydon ab, und wenige Augenblicke schwebten wir schon über dem Kanal. Über der französischen Küste angelangt, folgten wir der Bahnstraße und flogen weiter gegen Paris, bevor noch der Expreßzug, mit dem Suzor reiste, Calais verlassen hatte. (Fortsetzung folgt.)

Der Moselbandenführer.

Skizze von R. Delhaes.

Um das Jahr 1796 wuchs aus zügelloser Willkür, höchster Bedrängnis und Verwirrung die Auflösung jeglicher Ordnung in westdeutschen Landen. Mit den Franzosen war unglaubliches Unglück und Elend bis tief ins unwirtliche Land der Eifel vorgedrungen. Die Burgen, Klöster und Güter wurden enteignet, alle Vorrechte der Adligen, die Fronden, Zehnten, Jagdrechte und viele andere, aufgehoben. Die ungekannte Neugestaltung jahrhundertalter Gesetze gefiel zu Anfang den Leuten. Bald aber erfuhren sie die Schrecknisse, die dieser Zustand von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit mit sich brachte: Ungeheure Lasten der französischen Einquartierungen, Lieferungen von Getreide, Heu und Schlachtvieh an diese Truppen, unbestrafte Räubereien von Fahnenflüchtigen französischer und deutscher Armeen. Dieses meist lichtscheue Gesindel, aus den Gefängnissen entsprungene Verbrecher, rotteten sich zu wahren Räuberhorden zusammen und vollführten neben Einbrüchen auch Brandstiftungen, Mordtaten sowie andere Scheußlichkeiten.

Die Umgebung von Bertrich, jenem heute so bekannten Badeorte, bebte vor Johann Sebastian Nicolai, dem früheren Schmied aus Krinkhof nahe Bertrich, der zum Hauptanführer der „Eifel- und Moselbande“ emporgestiegen war. Vor ihm zitterten die gedrückten und hungernden Bauern um ihre letzte Habe. Hauptsächlich beschränkte sich diese Bande allerdings auf den Diebstahl von Pferden der feindlichen Armee, der in vieler Augen gar nicht einmal als eine unehrenhafte Handlung angesehen wurde, da er nur die Feinde schädigte. Erst als die deutschen Truppen in das Gebiet kamen und das Stehlen der französischen Pferde vorüber war, raubte man den Bauern einsam gelegener Höfe Pferde und Kühe, um die Tiere an anderer Stelle zu verkaufen.

Die Kunde von diesen Missetaten drang auch in die Einsamkeit einer Mühle, die so versteckt und abseits in einem verlorenen Nebentälchen lag, daß sie bisher von Überfällen verschont und von den Räubern übersehen worden war. Des Hauses Tochter, die zu dieser Zeit einen tiefen Wald nach Bertrich durchqueren mußte, verspürte deshalb keine sonderliche Angst. Der Vater war heftig erkrankt, jeder Knecht in der Mühle vollauf beschäftigt. Zu Ende der Woche sollten mehrere Fuhren mit Mehlsäcken in die Umgegend hinaus geschafft werden. Es war niemand da, der Emil, das stärkste Pferd, hätte beschlagen lassen können. Es mußte aber unbedingt vor Antritt der Fahrt in Ordnung sein. Kättchen Simons erbot sich also, selbst nach Bertrich zu gehen und den guten Emil entsprechend herrichten zu lassen.

Der alte Simons hegte keine Bedenken als die Furcht vor der Moselbande, denn Kättchen war kräftig und derb und konnte zupacken. Aber da man bisher in der Nähe nichts Verdächtiges bemerkt und gehört hatte, ließ er das Mädchen, mit Ermahnungen und Weisungen gewappnet, den Weg machen.

Der Sommertag lächelte und lockte mit blauestem Himmel, taufunkelnden Wiesen und vielem Vogelgezwitscher. Kättchen, auf dem Rücken des riesigen und starken Tieres, sang bald zum Hufgeklapper in bestem Rhythmus ein Lied nach dem anderen. Sie war schon weit von der Mühle fort, aber immer noch neben dem heimatlichen Bache, als sie an seinem Ufer einen Mann gewahrte. Er war groß und kraftvoll, trug einen zottigen Vollbart und ließ seine nackten Füße vom Wasser umspülen. Mit schrägem Blick sah er der singenden Reiterin entgegen, musterte das furchtlose, rotbackige Mädchengesicht und die prallen Beine, die ungeschickt zu beiden Seiten dem Gaul an die Flanken schlugen.

„Euch muß es gut gehen, Jungfer“, rief er, „daß Ihr so Lust zum Singen habt.“

Kättchens Herz hatte beim Anblick des Gesellen wohl ein wenig schneller geschlagen, aber sie bezwang sich schnell und meinte grob: „Gut? Gut geht es wohl keinem in dieser bösen Zeit. Aber besser, daß ich mir die Trübsal mit guter Laune vertreibe als umgekehrt — —“

Der Gesell lachte in seinen Bart hinein und fuhr fort: „Habt Ihr denn keine Angst vor Hannes Nicolai, der hier durch die Wälder streicht?“

„Vor Hannes Nicolai? Nee, vor dem nit“, lachte Kättchen hellauf und warf die weizengelben Zöpfe in den Nacken, daß es klatschte.

„Darf man fragen“, sagte der Fremde in belustigtem Staunen, „warum Ihr vor dem berüchtigten Kerl, dem Räuberhauptmann, keine Angst habt?“

„Hm“, Kättchen rutschte vom Pferde und rupfte einen Grashalm, den sie pfeifend durch die Zähne zog, „als ich ganz klein war, hat mich Vatter mal mitgenommen nach Krinkhof, zum Nicolai in die Schmiede. Und wie der auf den Amboß hieb, daß Feuer umherspritzte, das hat mir mächtig gefallen; und hinterher, da war er mit dem Gaul so sanft, daß ich mich gewundert hab' und gedacht: Das ist ein guter Mensch — —“

„So? Das habt Ihr gedacht?“

„Ja! Und das denk' ich noch heute. Vielleicht ist er nur durch die Zeiten verwildert und verroht.“

„So, das denkt Ihr?“

„Ja, Und es tut mir leid, daß er die Schmiede nicht mehr hat, daß ich nun den Emil von einem anderen beschlagen lassen muß. Beim Räubern verdient er wohl mehr. Nur totschlagen soll er keinen, das täte mir leid für ihn.“

Dabei schwang sich Kättchen wieder auf Emils Rücken, wandte noch einmal das gesunde, rotbackige Apfelgesicht und war davon.

Der Gesell saß eine Weile und ließ die Füße vom Wasser kühlen, und seine Kehle war trocken von einem heiseren Lachen.

„. . . das ist ein guter Mensch, hat sie gesagt. Sie wird die einzige sein, die das sagt. Und ihr allein soll auch von der Bande kein Lot ihrer Habe genommen werden, so wahr ich Johann Sebastian Nicolai heiße!“ Und während er sich trocknete und den Weg zurückschritt, sann er weiter: „Großes Mädchen geworden, Kättchen Simons, ein tüchtiges und resolutes Mädchen. Wird ein gutes Weib geben —“ Er seufzte.

Weit und breit sah man es fast als ein Wunder an, daß die Simonsmühle nie von der Bande heimgesucht wurde.

Kättchens Äußerung, unbewußt und offen, rettete das väterliche Gut. Sie hat das zwar selbst nie erfahren, ebenso wenig wie es die Leute erfuhren, die es ja doch nicht geglaubt hätten.

Der entgötterte Harem.

Was man im Sultanpalais von Topkapu zu sehen bekommt.

Gazi Mustafa Kemal Pascha, der Erneuerer der Türkei, will ganze Arbeit machen. Es genügt ihm nicht, den Fez und den Schleier zu verbieten, und alle jene Gebräuche auszurotten, an denen man in der Türkei von früher mit fanatischer Andacht hing; es genügt ihm auch nicht, durch alle möglichen Gebote dem Geist der Neuzeit Tür und Tor zu öffnen. Er lüftet den Schleier, der ehedem über jenen Vierteln lag, in denen Sultane und Würdenträger lebten, und er gibt die geheimsten Winkel den Augen der Allgemeinheit preis. Die meisten Paläste und Moscheen des Konstantinopeler Serailviertels waren schon erschlossen worden, alle jene herrlichen Bauten, die meist an der Stelle des alten Byzanz entstanden waren; so der Jildis-Kiosk und der Eski-Palast. Jetzt, zu guter Letzt, hat Kemal Pascha das letzte verborgene Heiligtum des Serailviertels, den Harem des ehemaligen Sultanpalastes von Topkapu, der Besichtigung freigegeben. Der Palast von Topkapu war im 16. Jahrhundert unter der Regierung Solimans des Großen erbaut und im Laufe der Jahre und Jahrhunderte immer wieder renoviert und vergrößert worden. Besondere Sorgfalt hatte man immer jenem Teil des umfangreichen Komplexes zugewandt, der den Frauen und Kindern der Sultane zur Wohnung diente. Eine Unzahl herrlicher Gemächer bildete den Sultansharem, der durch eine schwere Tür von den anderen Gebäudeteilen abgeschlossen war. Herrliche Baderäume, Springbrunnen, Gärten zeugen von dem Komfort, mit dem man die Lieblinge der türkischen Herrscher zu umgeben pflegte. Und heute noch stellen die Haremsräume von Topkapu ein Museum dar, in dem Schätze aller Art aufgestapelt wurden. Kostbare Gobelins und Teppiche, Statuen

aus Gold und Silber, edelsteingeschmückte Waffen und Schalen, wundervolles Porzellan, Möbelstücke, von unschätzbarem Wert stehen in all diesen unzähligen Räumen herum, in denen jetzt die fezlosen und unverschleierten Türken und Türkinnen herumspazieren, mit großen Augen, in denen fast noch die Scheu steht vor den Geheimnissen früherer Jahrhunderte. Man raunt sich auch heute noch jene geheimnisvollen und phantastischen Geschichten zu, die sich hier zugetragen haben sollen. Man erzählt sich von den Lieblingsfrauen der türkischen Despoten, von den Schlichen und Ränken, die sie anwandten, um Nebenbuhlerinnen und andere Feinde aus der Welt zu schaffen, sich die Gunst des Padischah zu erringen, von lasziven Festen und exzentrischen Prunkgelagen.

Man erzählt und man raunt, während man durch die entvölkerten Räume schreitet, während man sich diese entgötterte Welt betrachtet, die zu betreten vor zwei Jahrzehnten noch den sicheren Tod bedeutet hätte. Man durchwandert diesen Harem, dessen Türen einst durch die gefürchtetsten Eunuchen bewacht waren und dem sich — außer dem Sultan selbst — kein mannbares Wesen nahen durfte. Man ist sich nicht ganz klar darüber, ob man sich freuen soll über den Fortschritt und über jenen klaren, selbstsicheren Mann, der über die Vergangenheit hinweg in eine aufrechte Zukunft schreiten will, oder ob es vielleicht doch schade ist um den Zauber und die Romantik, die aus dem Harem von Topkapu entflohen sind, für Zeit und Ewigkeit. St. F.

Rast im Dorfe.

Ein jeder Schritt im Dorf entschlief,
Es träumen stumm die alten Giebel;
Das junge Volk zum Tanze lief,
Die Alten blättern in der Bibel.

Ein Vogel ruft im fernen Hag,
Am Straßenrain zirpt eine Grille;
Vom Kirchturm knarrt ein Stundenschlag
In brunnentiefe Sonntagsstille.

Am alten Markt die grünen Linden
Sind voll von hellem Bienensang,
Und mit den müden Sommerwinden
Weht Blütenduft das Dorf entlang.

Josef Kamp.



Bunte Chronik



* **Newyorker Sorgen um Millionäre und Ex-Millionäre.** Amerika scheint genug Sorgen mit seinen Millionären zu haben. Vor kurzem errichtete eine Newyorker Millionärin in einem modernen Klubgebäude ein Arbeitsnachweisbureau für die Frauen und Töchter der oberen Zehntausend, die sich in ihren goldenen Käfigen langweilen und nach einer selbständigen Arbeit sehnen. Aber nicht genug dessen. Die Sorge um das „traurige Schicksal" der Millionäre hat vor einigen Tagen in Newyork noch mehr realistische und drastische Formen angenommen. Eine Wohlfahrtsvereinigung kaufte im Chinesenviertel ein großes Theatergebäude, in welchem in letzter Zeit keine Vorführungen mehr stattfanden. Das Theater wurde in ein Nachtasyl verwandelt und zwar für die, die früher Millionen besaßen und in Luxusautos herumfuhren, jetzt aber nicht wissen, wo sie die Nacht verbringen sollen. Das Asyl füllte sich schnell mit Opfern der Börsenkatastrophe. Dort gibt es zwar keine prächtigen Betten, sondern einfache Strohmatratzen. Man kann aber auch auf Stroh gut schlafen. Keine Diener stehen zur Verfügung, um das reiche Frühstück zu servieren, aber nach einer Tasse Milch kann man auf die Arbeitssuche gehen. Ein Zeitungsreporter besuchte dieses neue Ex-Millionärquartier im chinesischen Viertel und interviewte seine Bewohner. Die Antwort lautete gleichförmig: „Vor vier (oder so und so viel) Jahren machte ich eine fabelhafte Börsenspekulation und verdiente im Laufe von zwei Stunden so und so viel Millionen. Am schwarzen Freitag habe ich alles verloren."

* **Die Spuren der Sintflut.** Professor Langdon, der die archäologischen Ausgrabungen in der Nähe von Kish (Nord-Indien) zurzeit leitet, entdeckte Spuren von der Sintflut, die in der Bibel beschrieben wird. Nach seiner Ansicht hat die Sintflut tatsächlich ca. 3000 Jahre vor Christo stattgefunden. In einer dicken Lehmschicht fand Professor Langdon einige menschliche Skelette, Reste eines Wagens und Stiergebeine. Diese Menschen und Ochsen sind, — wie die Archäologen aus der Lage der Skelette und Gebeine entnehmen, während einer Überschwemmung umgekommen. Diese Überschwemmung entspricht chronologisch der in der Bibel beschriebenen Sintflut. In einem Kesseltale entdeckte Langdon in bedeutender Tiefe die Grabstätte einer Frau, die mit allem ihrem Schmuck begraben wurde. Im Grabe wurde unter anderem eine kleine, aus Stein gemeißelte Kuh gefunden, die wahrscheinlich ihrer Besitzerin als Spielzeug diente. Professor Langdon behauptet, daß die von der Sintflut zugrunde gerichtete Zivilisation auf einer viel höheren Stufe stand, als die neue Zivilisation, die an ihre Stelle trat.

* **Negerschutzverein.** In Paris wurde, nach Newyorker Muster, ein Negerschutzverein gegründet. Anlaß dazu war, daß im Pariser zoologischen Garten jetzt dem Publikum junge Negerfrauen gezeigt werden, die in den Lippen hölzerne Ringe und sogar kleine Holztassen tragen. Die Lippen der Negerinnen werden durch das Tragen von diesen hölzernen Gegenständen vollkommen verunstaltet. Der Verein findet, daß die öffentliche Demonstration der durch Holzringe verunstalteten Frauengesichter eine Förderung der altversunkenen, barbarischen Sitten darstellt. Das Interessanteste dabei ist aber, daß die schwarzen Frauen im Pariser Zoo gar nicht daran denken, ihren hölzernen Lippenschmuck abzulegen. Sie verdienen gut dabei und wollen sich dem Protest ihrer Beschützer nicht anschließen.

* **Ein Radikalmittel gegen Autounfall.** Die Zahl der Automobilunfälle wächst in den Vereinigten Sataten in erschreckender Weise. Die Behörden in den amerikanischen Verkehrszentren suchen vergeblich die Zahl der Autounglücke einzudämmen. Die hohen Geld- und Gefängnisstrafen haben offensichtlich keine Wirkung auf die rasenden Autofahrer ausgeübt. Aber nun glauben die Behörden im Staate Indiana ein radikales Mittel gefunden zu haben, um die unvernünftigen Automobilisten zur Vernunft zu bringen. Eine neue, ganz eigenartige Verordnung ist dort herausgegeben worden und wird demnächst in Kraft treten. Jeder Autofahrer, der auf dem Gebiete des Staates Indiana einen Todesfall verursachen wird, muß in Zukunft eine Nacht im Leichenhause zusammen mit dem toten Opfer seiner Autoraserei verbringen. Während dieser Nacht wird kein Licht im Leichenhaus angezündet werden. Der Raum, in welchem der Autofahrer mit der Leiche die ganze Nacht verweilen muß, wird nur durch trübes Licht beleuchtet werden, welches durch ein kleines Guckloch in der Decke des Raumes durchsickern wird. Die Schreckensstimmung wird gesteigert durch Anbringung eines Lautsprechers, welcher dem Täter in düsterem und traurigen Ton die unglücklichen Folgen seiner Tat im Namen seines Opfers vorhalten wird. Die Behörden in Indiana glauben, daß nach Einführung dieser eigenartigen Bußnacht, die Unfallfrequenz auf den Straßen des Staates rasch abnehmen wird.

* **Die Stummen reden.** Eine Frau in Brisbane in England wurde nach einer schweren Kehlkopfkrankheit vollkommen stumm. Man versuchte zuerst, ihr die Stimme durch operative Eingriffe zurückzugeben. Diese Versuche schlugen fehl. Dann konstruierte Dr. Graham Brown zusammen mit dem Zahnarzt Rossiter ein kleines Instrument aus Gold, welches der Frau am Gaumen befestigt wurde. Der Goldapparat wurde mit einigen sehr dünnen leichtvibrierenden Golddrähten verbunden. Diese Vibrationen ergaben eine Stimme. Es war keine klangvolle Stimme, aber doch war sie deutlich genug, um verstanden zu werden. Bei den weiteren Versuchen mit dem Apparat ergab sich, daß es kein Verstärker ist. Die stumme Frau sprach mit Hilfe des Apparates ihre eigene frühere Stimme. Dr. Brown glaubt, allen Stummen damit die Sprache wiederzugeben.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.